

Augustin Wibbelt-Gesellschaft e.V.

Jahrbuch 6

1990

Verlag Regensberg Münster

Das Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V.
wird herausgegeben vom Vorstand

Redaktion:

Dr. Hans Taubken in Zusammenarbeit mit
Dr. Siegfried Kessemeier, Dr. Robert Peters und Ulrich Weber

Anschrift der Redaktion:

Dr. Hans Taubken
Magdalenenstraße 5
4400 Münster

Die Drucklegung wurde ermöglicht durch einen Zuschuß
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe
sowie durch Spenden des
Westfälisch-Lippischen Sparkassen- und Giroverbandes,
der Westdeutschen Landesbank,
der Sparkasse Ahlen,
der Darlehnskasse im Bistum Münster
und durch Zuwendungen vieler unserer Mitglieder.

Umschlagbild:

Nach der Plattenhülle von: „Wibbelt-Lieder 1“; Kompositionen von P. Bernward Lamers.
Quadriga-Ton, Frankfurt

ISBN 3-7923-0608-5

© 1990, Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V., Münster
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen
Wiedergabe und des Übersetzens, vorbehalten.
Gesamtherstellung: Verlag Regensberg, Münster

INHALT

BEITRÄGE

Ulf Bichel: Karl Wagenfeld. Gedanken und Gedenken zu seinem 120. Geburtstag am 5. April 1989 und zu seinem 50. Todestag am 19. Dezember 1989	7
Hans Mühl: „ <i>Sölkwst Geist nich un Suohn nich!</i> “ Augustin Wibbelts Bedenken zu einer Textstelle in Karl Wagenfelds „De Antichrist“ . .	23
Hannes Demming: Wagenfeldiana	34
Gunhild Seifert: Stadt-Land-Gegensätze im Werk Augustin Wibbelts und ihre Beziehung zur Erzähldynamik	35
Werner Beckmann: Zum Gebrauch des Verbs <i>dohen</i> „tun“ bei Augustin Wibbelt	58
Wolfram Rosemann: 70 Jahre Niederdeutsche Bühne an den Städtischen Bühnen Münster	77

MISZELLEN UND BERICHTE

Robert Peters: Wibbelt-Chronik 1989	90
Reinhard Pilkmann-Pohl: Zur Bearbeitung des Nachlasses von Augustin Wibbelt	94
Hans Taubken: Auf der Suche nach Augustin Wibbelts Buchausgaben	98
Georg Bühnen: Erstes Plattdeutsches Liederfest des Westdeutschen Rundfunks	103
Friederike Voß: Reineke Foss. Neues Figurentheater in Münsterländer Mundart	106
Wolfgang Fedders: Jahrestagung der Fachstelle „Niederdeutsche Sprachpflege“ des Westfälischen Heimatbundes in Schöppingen . .	108
Birgit Öcal: Niederdeutsches bei der 20-Jahrfeier der Universität Bielefeld: Ausstellung und Autorenlesungen	111
Ottilie Baranowski: <i>Een Jaohr vergönk</i> . . . Franziska Jürgens-Fels zum Gedenken	112
Friedhelm Wacker: Pater Bernward Lamers. 4. Juli 1918–19. Juni 1990	113

BUCHBESPRECHUNGEN

Brigitte Derendorf: H. Demming, Fabel-Fibel. Münster 1989.	115
Gudrun Haseloh: W. Brüggemann, Träönen in de Waterklock. Warendorf 1989.	117
Irmgard Simon: W. Elling, Bessmooders Tied. Vreden 1987.	121

Ulrich Weber: Schulaufsichtsamt Osnabrück-Land u. a.: Ossenbrügger Platt. Een Liäsebouk fo jung un ault. Osnabrück 1989.	124
Reinhard Pilkmann-Pohl: W. Krift, Die Soester Mundart. Sausker Platt. Münster 1987.	128
Hermann Niebaum: R. Pilkmann-Pohl, Plattdeutsches Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes. Arnsberg 1988.	130
Robert Peters: L. Kremer, Niederdeutsch in der Schule. Münster 1989.	133

BIBLIOGRAPHIE

Bertram Haller/Hans Taubken: Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1989	139
---	-----

AUS DER GESELLSCHAFT

Bericht über die Jahresmitgliederversammlung 1989	145
Veranstaltungen der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 1989	146
Neue Mitglieder 1989	148
Abbildungsnachweise	149
Mitarbeiter dieses Jahrbuches	150

Stadt-Land-Gegensätze im Werk Augustin Wibbelts und ihre Beziehung zur Erzähldynamik

Dargestellt am Beispiel des Romans „*Schulte Witte*“ und der Erzählung „*Amanda*“

Ziel dieses Beitrages ist es, die in Augustin Wibbelts Roman „*Schulte Witte*“ und in der Erzählung „*Amanda*“ dargestellten Disparitäten von Stadt und Land herauszuarbeiten, sie auf ihre zeitgeschichtliche Grundlage zu untersuchen und anschließend ihren Einfluß auf die Erzähldynamik zu bestimmen.

Die Arbeitshypothese lautet: Die zahlreichen Gegensätze zwischen der Land- und Stadtbevölkerung (z.B. hinsichtlich der Lebensweise, des Selbstverständnisses und der Interessen) entwerfen das Bild zweier Subkulturen, deren Diskrepanz durch wechselseitige Impulse die Eigendynamik der Erzählungen prägt.

In der Erzählung „*Amanda*“, zuerst 1892 und 1893 als Fortsetzungsgeschichte im „*Ludgerus-Blatt*“ und in Buchform 1898 im Band „*Drüke-Möhne*“ veröffentlicht, beschreibt Wibbelt die Versuche einer Mutter (der Rätin Gneserich), ihre Tochter (Amanda) an den Mann zu bringen. Beide leben in Münster, wo es zu keiner Ehe der fahlen und nach dem damaligen Verständnis bereits etwas älteren Amanda kommt. Eine Heiratsannonce führt schließlich zu der Verbindung mit dem jungen Albert Schulte Brieliäppel, der aus einer bäuerlichen Familie vom Land stammt. Unaufrichtigkeit, Unverständnis für die bäuerliche Lebenswelt und unangemessene Ansprüche der Amanda an ein feines Leben führen zum Ruin der Bauernfamilie.

Der Roman „*Schulte-Witte*“, erschienen im Jahre 1906 in zwei Bänden, stellt den Umzug des alten Schulten-Ehepaares Witte vom Land in die Stadt Münster dar. Durch die Heirat des Sohnes Werner mit Tilda, einer am Landadel orientierten jungen Frau wohlhabender Herkunft, hat die Modernität das geordnete Leben auf dem Lande zerstört. Die Schulten Meerske glaubt, durch den Umzug dem Konflikt mit der Schwiegertochter zu entgehen. Der Schulte und die Meerske leben sich in Münster ihren Interessen gemäß ein, werden jedoch nicht glücklich. Beide begreifen, daß eine Rückkehr auf den Hof mit der Übergabe aussichtslos geworden ist. Der Tod Werners steigert die Verzweiflung der alten Leute, die Meerske stirbt an ihrem Kummer. Schulte Witte findet schließlich sein Lebensglück wieder: Er zieht mit seinem aufgespürten Neffen Henrich und dessen Frau Thresken auf den Hof seines Vetters Wilm-Ohm, der bisher keinen Erben hatte.

Die oben beschriebenen Erzählungen werden auf die typisierten Darstellungsweisen der bäuerlichen bzw. städtischen Bevölkerung hin untersucht. Dabei sollen die verschiedenen Ausprägungen der Sprache, Kleidung, Konsumgewohnheiten, des physischen Erscheinungsbildes, der Manieren, Interessen, des Selbst-

verständnisses, der gegenseitigen Vorurteile, der Moralvorstellungen und der Traditionen herausgearbeitet werden. Die so entstehenden Menschen- und Alltagsbilder überprüfe ich anhand historischer Untersuchungen. Da speziell für das Münsterland nur wenige detaillierte Arbeiten vorliegen, suche ich auch in Darstellungen anderer Regionen nach möglichen Parallelen. Anschließend versuche ich, den Einfluß der erstellten Gegensätze zwischen ländlichen und städtischen Menschen auf die Dynamik der behandelten Erzählungen zu bestimmen.

Gegensätze zwischen Stadt und Land

1. Sprache

Der für den Leser offensichtlichste Gegensatz äußert sich in den sprachlichen Varietäten. Neben reinem Standard-Deutsch und münsterländischem Platt existiert eine Mischform: das Missingsch. Es weist Interferenzerscheinungen auf, die den Sprecher als ursprünglich Platt Sprechenden kennzeichnen.

„Wissen Se, ich bin meine Frau so nich mehr fein genug“ (SWI, 26).

„Tun Se, was Se nich lassen können (. . .) aber ziehen Se mich wenigstens nich das Fell über die Ohren“ (SWI, 27).

Die am häufigsten auftretende Interferenz ist das Beibehalten des plattdeutschen Einheitskasus Dativ/Akkusativ. Die hochdeutsche Differenzierung (mir/mich – meiner/meine) wird nicht durchgeführt. Missingsch, der Versuch, sich dem Standard anzugleichen, wird unbewußt gesprochen, die Sprechenden sind der Meinung, Hochdeutsch zu sprechen. „He holl düt för'n Nautfall un küerde Hauchdütsk“ (SWI, 26).

Augustin Wibbelt setzt die verschiedenen Sprachvarietäten als Stilmittel ein, er benutzt sie, um die Personen bestimmten Schichten zuzuordnen. In der Erzählung „Amanda“ erfolgt die Differenzierung sehr grob: Die Bewohner der Stadt sprechen ausschließlich Hochdeutsch, eine Ausnahme – nicht nur hinsichtlich der Sprache – bildet die Rätin Rumpel. Sie spricht stets Platt, gleicht sich dem Niveau anderer Sprecher nie an (vgl. DMI, 84).

Die Bäuerinnen und Bauern sprechen im allgemeinen Platt. Eine Ausnahme stellt die Meerske dar, die bemüht ist, sich dem Lebensstil und Sprachniveau der Stadt anzugleichen. Das lächerlich wirkende Resultat ist Missingsch:

„Ich freue mir unendlich, daß Sie sich das Vergnügen machen – (. . .) – treten Sie doch naiger!“ (DMI, 49).

Die Kinder, Kathinka und Albert, sprechen reines Hochdeutsch. Die Ursache liegt in der guten Erziehung, die beide genossen haben. Kathinka hat ein Pensionat besucht (vgl. DMI, 48), Albert hat „bi de Hulanen“ gedient (DMI, 47). Diglossie, wie sie unter diesen Umständen erwartet werden könnte, tritt nicht auf, Kathinka und Albert können scheinbar kein Platt mehr sprechen.

Weitaus vielfältiger und weniger schematisch sind die sprachlichen Verhältnisse in „*Schulte Witte*“. Sowohl in der Stadt als auch auf dem Lande gibt es Personen, die über verschiedene sprachliche Varietäten verfügen. Platt ist nicht ausschließlich die Varietät der bäuerlichen Bevölkerung. Neben der Meerske benutzen auch Werner (vgl. SWI, 192) und der Pastor (vgl. SWII, 21) beide Formen. Die letzteren machen von dieser Fähigkeit selten Gebrauch.

Die Bauern und Bäuerinnen, die in der sozialen Hierarchie einen niedrigeren Rang einnehmen – der Kötter Jans Surbrink und seine Frau, Wilm-Ohm und Anne-Möhne sowie die ärmere Nachbarin, die Busselske – sprechen durchweg Platt.

Missingsch wird seitens der ländlichen Bevölkerung nur von Schulte Witte gesprochen. In der Stadt ist diese Mischform häufiger, Frau Klamüser, Lewink und die Frau des Sergeanten Franz Witte verwenden sie. Interferenzen sind bei Frau Klamüser seltener, es kommen ganze Passagen in reinem Standard vor (vgl. SWI, 43 und 66).

Das Sprachverhalten der städtischen Bevölkerung wird sehr genau differenziert: Menschen, die zur Arbeiterschicht gehören, wie Christin Witte (Weißnäherin), Henrich Witte (Kutscher) und Bernhard Witte (Tagelöhner), sprechen durchgängig Platt. Die Ursache dafür ist in der sozialen Herkunft sowie der geringen schulischen Bildung zu sehen.

Diglossie besteht bei dem Polizisten Franz Witte, dem der Oberschicht angehörenden Professor Kalmus und dem Studenten „Eichhörnchen“. Die Ausdrucksmöglichkeiten des Polizisten im Hochdeutschen sind recht beschränkt, sein mangelhafter Umgang mit Fremdwörtern (SWII, 146 und 245 „Recherchen“) belegt dies deutlich.

Hochdeutsch wird hier mit Bildung gleichgesetzt, da bis auf Trallaria – sie ist Rheinländerin – alle übrigen Personen aus niederdeutschen Gebieten stammen. Neben den sowohl Platt als auch Hochdeutsch Sprechenden sind es vor allem die „Damen der Stadt“, die ausschließlich Hochdeutsch sprechen: Sidonie, Nella Hastemich und die Frau Obersteuerkontrolleur.

Da Hochdeutsch die Sprache der Universität ist, verwenden Professor Haspelmann und die Studenten „Faultier“ und „Eichhörnchen“ diese Sprachform.¹

Ähnlich wie in „*Drüke-Möhne*“ existiert auch hier eine ländliche Schicht, die dadurch hervorsticht, daß sie dem städtischen Leben angepaßt ist, Hochdeutsch redet und ihre plattdeutsche Herkunft verleugnet: die Familie des „Kabbeleern-Schulte“ Graute-Lakum.

„Platt küern kann kin een von iähr; weinigtens daihen se so, äs wenn se sick vull biätter up Französk verstaohen hädde“ (SWI, 189f.).

Das sprachliche Niveau bzw. die verwendete Varietät ist in den Erzählungen „*Amanda*“ und „*Schulte Witte*“ ein Synonym für den sozialen Status der

¹ Vgl. Kremer, S. 48.

Menschen²: Mit zunehmender „Bildung“ nähern sich die Sprecher dem Standard an. Da dieser als höherwertig empfunden wird, verleugnen Menschen, die gerade (scheinbar) sozial aufgestiegen sind, ihre plattdeutsche Sprache und damit sich selbst.

In einigen Familien stellt Wibbelt mittels der Sprache einen Generationskonflikt dar: Die Kinder der um den sozialen Aufstieg bemühten Mütter (Frau Klamüser bzw. Frau Schulte Brieliäppel) übertreffen diese sprachlich mit dem Standard-Deutsch. In diesem Punkt karikiert Wibbelt die Pensionatserziehung der Kinder wohlhabender Bauern. Gerade in diesen Kreisen scheint eine höhere Schulbildung der Kinder zur Demonstration des Standesbewußtseins der Eltern üblich gewesen zu sein³.

Der Zusammenhang von gesellschaftlichem Ansehen und Sprache drückt sich in dem Kommentar des Friseurs über Professor Kalmus aus:

„Wissen Sie, es ist eigentlich ein gelehrter Herr, ein Professor, aber er hat seine Schrullen, ganz sonderbarer Kauz“ (SWI, 28).

Es gilt als nicht standesgemäß, ein niederes Sprachniveau zu verwenden, wenn man über ein höheres verfügt.

Stark generalisiert, wie in „Amanda“, setzt sich die hochsprachliche Stadtbevölkerung von der Niederdeutsch sprechenden Landbevölkerung ab. Die Kommunikation wird dabei jedoch nie aufgehoben. Eine Verständigung ist ohne Probleme möglich, da alle Personen mindestens passiv über plattdeutsche Sprachkompetenz verfügen⁴. Die Dialoge zwischen Drüke-Möhne und der Rätin Gneserich belegen dies.

Außer den Sprachvarietäten Dialekt und Standardsprache lassen sich auf der Ebene der Hochsprache verschiedene Gruppensprachen unterscheiden. Die Studenten gebrauchen, die klassische Bildung betonend, viele lateinische Termini. Ihre Trinksprüche während des Kommerses sind durch die Metaphorik nur für Eingeweihte verständlich. „Herr Schulze, ich steige Ihnen einen Ganzen!“ (SWII, 64). Offiziere werden durch eine militärisch kurze Redeweise gekennzeichnet:

„Na (. . .) 100 000 – passiert schon! Mal sehen, Kamerad! Äh – Dame muß Ausbund von Vollkommenheit sein – der reinste Paradiesvogel – auf Taille! Wünsche erfolgreiche Attaque, Kamerad“ (DMI, 102).

Abschließend nenne ich noch eine Textstelle aus „Schulte Witte“, in der die Diskrepanz von Hochsprache und Dialekt und dem, was sich dahinter verbirgt, nämlich Standesbewußtsein und Ressentiments, deutlich wird: Wittes Ausschluß aus der Harmonie.

*„Hochdeutsch sprechen!“
„Wir sind hier nicht im Bauern-Viehstall“ (SWI, 253).*

² Vgl. Brepohl, S. 104f.

³ Vgl. Berner, S. 288.

⁴ Vgl. Kremer, S. 47.

Der Unmut der übrigen Mitglieder, Witte, den spendablen Vorstand mit den schnellen aber kostspieligen Reformen, zu akzeptieren, wird nicht in einer fairen Diskussion, sondern in einer boshaften Abqualifizierung des Dialektsprechers geäußert.

2. Kleidung

Die Kleidung, insbesondere die Kleidung der Damen aus Münster, nimmt in der Erzählung „*Amanda*“ eine zentrale Stellung ein. Zum einen dient die Kleidung zur Unterscheidung von Stadt- und Landbevölkerung, zum anderen wird sie zur einzigen Selbstdarstellungsmöglichkeit der Damen gemacht.

„*Aber Mama, dies Kleid macht gar keinen Eindruck*“ (DMI, 33).

Die Frauen der Stadt gehen keiner beruflichen Tätigkeit nach. Sie haben lediglich die Wahl zwischen musischen Beschäftigungen, Kaffeeklatsch und Kleidern (vgl. DMI, 77).

Augustin Wibbelt legt bei seiner ironischen und einseitigen Darstellung des städtischen Frauenalltags den Schwerpunkt auf die Diskussionen und Reflexionen über die Kleidungsfrage der Damen. Das größte Übel und darum auch die größte Angst liegt darin, plötzlich aus der Mode zu sein, nicht die zeitgemäße Garderobe zu tragen. Geht es darum, zu verreisen (vgl. DMI, 17), einem Mann zu imponieren (vgl. DMI, 45) oder den eigenen Status zu dokumentieren (vgl. DMI, 162), so muß das Äußere stimmen. Dazu gehört nicht nur das Kleid der Dame, ein Sonnenschirm – farblich abgestimmt (vgl. DMI, 48) –, eine aufwendige Frisur und „Ohnekolonge“ (DMI, 45) sind unerlässlich.

Die „feinen Damen“ heben sich durch ihre farbige, aufwendig verzierte und abwechslungsreiche Kleidung, aber auch durch den Duft ihres Parfums von den einfachen Landfrauen ab.

Wie bereits festgestellt, paßt die Rätin Rumpel nicht in das Bild der städtischen Gesellschaft. Sie ist altmodisch und sparsam. Ihr schwarzes Kleid mit der grauen Haube zeigt, wie sehr sie den ländlichen Traditionen⁵ verbunden ist und wie wenig sie sich an den Äußerlichkeiten der Stadt orientiert. Sie entspricht etwa dem Bild, das in „*Schulte Witte*“ von den Bäuerinnen vom Sand gezeichnet wird (vgl. SWII, 96). Das Tragen einer Haube ist auf dem Land durchaus üblich (vgl. DMI, 163). Die Kleidung der Damen ermöglicht eine recht genaue zeitliche Einordnung der Erzählung „*Amanda*“.

„*Die Damen tragen ja jetzt alle Schleppen*“ (DMI, 122).

⁵ Vgl. Herrig, S. 81: „Sie trugen ein schwarzes Sonntagskleid mit einer schwarzseidenen Halbschürze.“

Die Mode wechselte am Ende des 19. Jahrhunderts schnell. War in den 80er Jahren der „Cul de Paris“ mit seinen Drapierungen, Volants und Raffungen modern⁶, so erhielt der Rock ab etwa 1892 die erwähnte Schleppe⁷.

Der ständig wechselnden Mode passen sich in „Amanda“ zwei Schichten von Frauen an. Zum einen, wie bereits dargestellt, die Bewohnerinnen der Stadt, zum anderen aber auch die Frauen der Familie Schulte Brieliäppel. Sie benutzen die Kleidung getreu dem Motto „Kleider machen Leute“, um äußerlich den modernen städtischen Frauen zu gleichen. Entlarvt wird dieses Bemühen bei der Meerske, weil sie nie den angemessenen Punkt trifft. Ihr einzig gutes Stück, „iähr brunsieden Kleed“ (DMI, 159), möchte sie am liebsten jeden Tag tragen. Dabei entgeht ihr natürlich, daß es für viele Anlässe unpassend ist, einen schrecklichen Verstoß gegen die feine Lebensart darstellt (vgl. DMI, 54). Ihre Garderobe bei der Hochzeitsfeier weist sie als lächerliche Person aus. „Äs so'n Paogelhahn“ (DMI, 172) erscheint sie maßlos übertrieben und rosenübersät.

Während Augustin Wibbelt in „Amanda“ die Kleidung von Land- und Stadtbewölkerung sehr vordergründig und schematisch kontrastiert, mißt er diesem Aspekt in „Schulte Witte“ einen weitaus geringeren Stellenwert zu. Abgesehen vom zweiten Kapitel des ersten Bandes „De Schulte wät kultiveert“ tritt die Kleidung in den Hintergrund. Wird dieser Bereich einmal angeschnitten, so handelt es sich im Gegensatz zur „Amanda“ vor allem um Herrenkleidung.

Auch hier dokumentiert die Kleidung den Status der Menschen, die sie tragen. Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür ist die Weihnachtsvisite auf Wittes Hof.

„Tieggen düsse grauten, stäädigen un vörneihmen Lüde namm sick Schulte Witte rächt bescheiden ut; (. . .), un de Graute-Lakums wören auk ziemlich herafloatend gieggen em. Wilm-Ohm owwer (. . .) met sin aoltmödske Tüg (. . .) wor von de Kabbeleern-Schulden hellske bisiete schuoben“ (SWI, 191).

Herrenkleidung ist – wie auch die Kleidung der Damen (vgl. DMI, 86) – sehr elegant, aber unbequem. Man trägt die „Schamiesken“ (SWI, 190), um stilvoll zu erscheinen, und erträgt die hohen Kragen der Hemden (vgl. SWI, 213).

Die Kleidung ist ein sicheres Indiz für die Gruppenzugehörigkeit der Personen. Sie grenzt die städtische Oberschicht, aber auch die Bauern von anderen Gruppen ab und kann innerhalb dieser Gruppen differenzieren. „Bunte Käppkes“ (SWI, 211) zeigen durch die Farben die jeweilige Korporation der Studenten an.

Durch die Figur des Schulte Witte wird die Diskrepanz zwischen ländlicher und städtischer Kleidung veranschaulicht (vgl. SWI, 25). Die wahre Eigenschaft der steifen, hohen Vorhemden wird entlarvt. Sie schränken die Bewegungsfreiheit der Träger ein, diese fühlen sich unbehaglich⁸.

Interessant sind die Bekleidungsgehnheiten der städtischen Unterschicht bzw. unteren Mittelschicht, repräsentiert durch den „Giällgaiter Lewink“ (SWI, 100).

⁶ Vgl. v. Boehn, S. 250.

⁷ Ebd., S. 292.

⁸ Vgl. v. Boehn, S. 258f.

Obwohl er sich als Handwerker – „dat hett, min Handwiärk is egentlick mähr Kunst“ (SWI, 108) – gelegentlich etwas aufwertet, demonstriert er durch seine Kleidung die Zugehörigkeit zu seinem Stand. Die Schicht der Arbeiter und kleinen Handwerker verfügte am Ende des 19. Jahrhunderts nur über wenig Geld für Kleidung⁹.

Zur Bekleidung der Frauen möchte ich mich an dieser Stelle nur kurz äußern, da ich die Mode bereits anhand der „Amanda“ beschrieben habe.

Im zweiten Band des „Schulte Witte“ (Kapitel 8) findet man den ersten ausdrücklichen Hinweis auf eine soziale Hierarchie der Landbevölkerung. Die Bauern und Bäuerinnen sind nicht länger eine gleichförmige Masse. Das Ständebewußtsein der Bäuerinnen und Bauern drückt sich in der Kleidung aus: Die Bäuerinnen vom Sand sind traditionell gekleidet, ihre Sonntagstracht besteht aus schwarzseidenen Schürzen, weißen Hauben und wahrscheinlich schwarzen Kleidern. Die „Klai-Meersken“ dagegen haben sich äußerlich an die Kleidung der Damen aus der Stadt angepaßt. Sie tragen Schleier und Glacéhandschuhe (vgl. SWII, 96).

3. Eß-, Trink- und Rauchgewohnheiten

„Ich fröchte, dat ick in Mönster up de Duer no’n Hungertyphus krieg; denn de ganze Lätterie dor de höllt nich vör“ (SWI, 19).

In diesem (Vor)urteil des Schulte Witte gegen das Essen in der Stadt wird die unterschiedliche Ernährungsweise von Stadt und Land zusammengefaßt. Der Leser wird hier weniger differenziert mit den Eßgewohnheiten des 19. Jahrhunderts konfrontiert. Die deftige ländliche westfälische Küche wird durch zahlreiche Speisen charakterisiert: „Iärftensopp met Swienschkläönkes un Suermos“ (SWI, 35 f.), „Suermos met Pottharst“ (SWI, 62), „Kartuffel-Pannkökskes“ (SWI, 19), „Schinken“ (SWI, 172), „Buotterkoken“ (SWI, 175), „Iserkoken“ (SWII, 19) und Rehbraten (vgl. SWII, 18). Es entsteht der Eindruck, daß besonders auf dem Land reichhaltig gegessen wird. Allein „up’n Sande“ herrscht der schwer verdauliche Buchweizenpfannkuchen vor. Es besteht der sehr schematische Kontrast zwischen den hungrigen Bäuerinnen und Bauern (sie verrichten körperliche Arbeit) und den mageren Menschen der Stadt, die wenig essen, weil sie einem Schönheitsideal mit Wespentaille nacheifern¹⁰ (vgl. DMI, 86).

Es ist auffallend, daß keine der dargestellten bäuerlichen Personen bereit ist, sich den Eßgewohnheiten der städtischen Bevölkerung anzunähern. Die folgenden Zitate der Meerske belegen diese Beobachtung:

„Ich will schon sorgen, daß es in der alten däftigen Weise weitergeht“ (SWI, 20).

„So leif äs se de Bildunk hadde, bis in’n Pott droff se iähr nich kummen“ (SWI, 36).

⁹ Vgl. Brepohl, S. 101.

¹⁰ Vgl. Richter, S. 89–91.

Die Familie des „Landtags“ (SWI, 192) hat sich den städtischen Eßgewohnheiten dagegen bereits angepaßt. Für diesen Wandel sind wahrscheinlich in erster Linie finanzielle Gründe verantwortlich. Prestigegüter wie Champagner, Cognac, Wein und Zigarren¹¹ drücken die eigene Zugehörigkeit zur gehobenen städtischen Kultur aus, setzen aber auch hohe Einnahmen voraus, da die Güter aus der Stadt bezogen werden mußten.

„*De Herrschaft satt up't Saal un drank Wien, denn Punsch fann de aolle Schulte Graute-Lakum to gewöhnlick, oder äs he sagg ‚ordinär‘*“ (SWI, 191).

Die finanzielle Situation der bauerlichen auf der einen und die der städtischen Bevölkerung auf der anderen Seite bestimmt Speisen, Getränke und Genußmittel. Während die zahlungskräftige Oberschicht und diejenigen Menschen, die sich ihr zugehörig fühlen (vgl. SWI, 191 f. und 213), Wein und Champagner konsumieren, halten sich die Bauern traditionell an billigere Getränke wie Bier (vgl. SWI, 131) und „Klaren“ (SWI, 200). „Appel-Wien“ (SWI, 233) stellt die bauerliche Alternative zum teuren Trauben-Wein dar.

Branntwein aus Obst durfte – sofern eine Konzession vorhanden war – von den Bauern selbst hergestellt werden. Da sämtliche Grundstoffe (verschiedene Obstsorten, Getreide) vom Bauern angebaut wurden, war das Brennen eine günstige Art, alkoholische Getränke zu produzieren¹². „Upgesett'ten“ (SWII, 134), wie Anne-Möhne ihre Reliquie nennt, zeigt eine mögliche Form der Weiterverarbeitung auf: Früchte wurden mit Branntwein übergossen und für einen längeren Zeitraum stehen gelassen. Der Auszug wurde mit Zuckerwasser verdünnt.

Nicht nur alkoholische Getränke sind für bestimmte Bevölkerungsschichten charakteristisch, auch die Art des Kaffees verweist auf den sozialen Status der Konsumenten. Wohlhabende Menschen – etwa die städtische Oberschicht – tranken stets Bohnenkaffee. Die Angehörigen der Unterschicht und der ländlichen Bevölkerung dagegen streckten gewöhnlich den Kaffee durch Surrogate wie Zichorien. Es war üblich, „guten Bohnenkaffee“ nur an Feiertagen oder für Kranke zu kochen¹³.

Das Kaffeetrinken bei Juffer Christin (SWII, 271) wird somit durch den kräftigen Kaffee und den blanken Zucker zur feierlichen Tafel erhoben.

Auch in der Drücke-Möhne-Erzählung „Amanda“ werden die verschiedenen Zusammensetzungen des Kaffees kontrastiert. Durch die Rätin Gneserich wird der Standesdünkel der städtischen Bevölkerung im Kaffeekonsum wiedergespiegelt.

„*Zum Kaffee verlangen wir natürlich Sahne und werden es streng verbieten, Zichorien hinein zu tun*“ (DMI, 22).

¹¹ Vgl. Berner, S. 287.

¹² Vgl. Herrig, S. 65 f.

¹³ Vgl. Herrig, S. 62 f.

Das Hochzeitessen (DMI, 165ff.) veranschaulicht, wie stark die Bauern und Bäuerinnen durch die Tradition geprägt sind. Festessen zu Hochzeiten liefen immer gleich ab, die Speisenfolge war stets dieselbe¹⁴. Um die Jahrhundertwende war bei Großbauern ein Essen mit fünf Gängen üblich. Die Speisen stammten alle aus der eigenen Produktion, das Gemüse wechselte je nach Jahreszeit. Kennzeichnend für ein festliches Mahl war der enorme Fleischverbrauch. Rindfleisch, Koteletts und Schinken gehörten zum Standard, Fisch wurde in bäuerlichen Familien nicht gereicht.

Die Kommentare, die der alte Schulte Brieliäppel zu den Menüvorschlägen der Rätin Gneserich gibt, bestätigen diese Tradition für das Münsterland.

„Aoh“, sagt de Schulte, „mir dücht, wenn wir ’ne kräftige Rindfleskesuppe nähmen.“

„Haolt! Erst kümp doch dat Rindflesk! Un dann, es ist doch kein Freitag, mir dücht, so’n Fisk is nich angebracht“ (DMI, 165).

Ein wichtiger Aspekt zum Gegensatz von Stadt- und Landbevölkerung ist die Art, Feste zu feiern. Für die Bauern stellen sie einen Anlaß zur Freude dar, die „gebildeten“ Stadtmenschen nutzen sie zur Selbstdarstellung: „Kein Fisch? Ich würde vor Scham in die Erde sinken“ (DMI, 165).

Das eigene Ansehen gewinnt unter den Gästen, wenn man besonders viel und exklusiv auffährt, man kann es sich ja leisten.

Weniger Raum als den Speisen und Getränken mißt der Autor dem Tabak zu. Trotzdem kann auch hier eine eindeutige Zuordnung zur städtischen bzw. ländlichen Bevölkerungsschicht erfolgen. Pfeife rauchen, bis auf die Ausnahme des Professors Kalmus (vgl. SWI, 35), nur Männer vom Land (Wilm-Ohm, Witte) oder aus der städtischen Unterschicht / unteren Mittelschicht (Lewink). Für alle anderen sind Pfeifen nicht fein genug, sie demonstrieren den Fortschritt durch Zigarren (vgl. SWI, 198).

Die bäuerliche Subsistenzwirtschaft, die darauf ausgerichtet war, nur im Notfall durch Zukäufe von Fleisch o.ä. ergänzt zu werden, prägt die ländliche Versorgung mit Lebensmitteln. Die Art der Nahrung unterlag einem genauen, jahreszeitlichen Rhythmus, da die Konservierungsmöglichkeiten beschränkt waren¹⁵. Insbesondere Gemüse konnte nur in Form von getrockneten Hülsenfrüchten den Winter über gelagert werden. Diese Art der Abhängigkeit von der Natur ist im städtischen Bereich weitestgehend aufgehoben (vgl. SWI, 161). Hier ist die Nahrung vielfältiger und abwechslungsreicher. Sie wird zusätzlich durch ausländische „Tillekatessen“ (SWI, 94) ergänzt.

¹⁴ Ebd., S. 82f.

¹⁵ Vgl. Herrig, S. 132ff.

4. Das physische Erscheinungsbild

Das physische Erscheinungsbild der Menschen unterliegt mehreren Faktoren:

1. Es besteht ein direkter Zusammenhang zwischen den Eßgewohnheiten und der Konstitution der Menschen.
2. Die Art der Arbeit prägt die äußere Erscheinung.
3. Der Zeitgeist, z.B. die Mode, ein Schönheitsideal, bestimmt, wie die Menschen sich kleiden, frisieren und pflegen.
4. Der gesellschaftliche Umgang oder das Selbstverständnis werden durch Äußerlichkeiten demonstriert.

Die Faktoren wirken je nach Schichtzugehörigkeit unterschiedlich stark auf die Menschen ein, sie bedingen sich auch gegenseitig. In den Erzählungen „Schulte Witte“ und „Amanda“ entwirft Wibbelt zwei deutlich voneinander abweichende Menschenbilder: den städtisch orientierten und den ländlich orientierten Typus. Den ersten Typ verkörpert Amanda, sie erhält Attribute wie mager, fahl, blaß, zierlich und zimperlich.

„Amanda was so dünn üm de Tallge äs 'ne Wipse, un Finger hadde se äs Strickstöcke (. . .). De Hals was ganz upfällig lank un mager“ (DMI, 14).

„(. . .) düsse wittkaiste Pippmeese ut de Stadt, düet aolle sippelige Porzlainen-Püppken“ (DMI, 37).

Ähnlich wird auch Sidonie dargestellt: Sie ist „so mager und pimpelig“ (SWI, 12).

Das Idealbild des jungen schlanken Mädchens¹⁶ kann in seiner Bedeutung für die damaligen „höheren Töchter“ gut erfaßt werden. Es wird zum Erziehungsziel ernannt. Stolz berichtet Frau Dr. Knuffel, die Taillenweite ihrer Tochter habe „schon um zwei Nummern abgenommen“ (DMI, 86).

Streben die Mütter das Ziel für ihre Töchter auch an, sie selbst gehören zu einer anderen Generation. „Je dünner desto feiner“ gilt nicht für sie. Die Diskrepanz zwischen Töchtern und Müttern zeigt sich gerade bei den aufstrebenden Bürgerinnen: Sidonie ist „iäbens so mager un pimpelig“ wie „de Aollske dick un fred“ (SWI, 12).

Die Bäuerinnen kennen kein Schönheitsideal. Sie kochen deftig und essen gut (vgl. SWI, 20). Im Gegensatz zu den mageren Damen sind die Bäuerinnen „kumplett von Posentur un rächt vüllig in't Gesicht“ (SWII, 102). Das treffende Attribut dieser Frauen könnte Natürlichkeit sein. Sie haben es nicht nötig, rosa Schminke (vgl. DMI, 162) aufzulegen oder auf den Teint zu achten (ebenda 30). Bei der Feldarbeit können sie gebräunte Haut nicht vermeiden, und durch die Ernährung sind ihre „Backen“ (DMI, 37) natürlich rot. Die Herren unterscheiden sich, abgesehen von der Kleidung, vor allem durch die Art ihres Bartes. Ein gut gepflegter Bart ist für die Oberschicht kennzeichnend, die Bauern rasieren sich selten, aber regelmäßig am Samstag (vgl. SWI, 25).

¹⁶ Vgl. Richter, S. 89–91.

Am Bart der Herren wird das jeweilige Selbstverständnis sichtbar. Der Altertumsforscher Professor Kalmus hält nichts von der neuen Mode, er trägt einen „griechen Franz Josefs-Baort“ (SWI, 27). Die jüngeren Männer gehen dagegen mit der Zeit und dokumentieren ihre Kaisertreue durch den „erreichten“ Kaiser-Wilhelm-Bart (vgl. SWI, 191). Die Figur des aufsteigenden Albert Schulte Brieliäppel verdeutlicht, welche Bedeutung die Bartpflege für die Selbstdarstellung eines standesbewußten Herrn hat. Sein Verbrauch an „Baortwix“ (DMI, 60) steigt täglich (vgl. DMI, 161).

Wibbelt kontrastiert die Land- und Stadtbevölkerung, indem er ihre äußere Erscheinung einerseits natürlich und frisch, andererseits aber künstlich und durch Kosmetik verfälscht darstellt.

5. Manieren

Menschen wirken nicht nur durch ihr Äußeres, sondern vielmehr auch dadurch, wie sie sich ihren Mitmenschen gegenüber verhalten. Wibbelt zeigt durch seine Figuren, daß sich weniger korrekte Manieren nicht mit Unmenschlichkeit paaren, und daß sich hinter einer gepflegten Fassade nicht unbedingt gepflegte Manieren verstecken.

In der Erzählung „Amanda“ werden die Bauern (Vader Klüngelkamp und der alte Schulte Brieliäppel) und die Meerske durch ihre unsicheren und zum Teil schlechten Manieren tölpelhaft und derb dargestellt. Vader Klüngelkamp teilt Amanda in seiner Offenheit Dinge mit, die sie verletzen.

„(. . .) et könn jä sien, dat Se Iähre Sunnvügel domet quiet wören“ (DMI, 26).

„Se häfft owwer 'ne Stimm, de könnt use kleinen Kodden nich äs gieggan an quieken“ (DMI, 34).

„(. . .) äs ick dat Klimpern häörde, do meinde ick erst, do hädde sick vlicht so Sigeunerpack in de Lanwe settet“ (DMI, 34).

Er verletzt nicht nur den guten Ton, er erregt auch dadurch Aufsehen, daß er die Rätin Gneserich zum Tanzen auffordert, obwohl er gar nicht tanzen kann (vgl. DMI, 63 f.).

Offenheit und Ehrlichkeit bestimmen auch den Charakter des alten Schulte Brieliäppel. Beispielhaft dafür ist seine Hochzeitsrede, in der er offen den vermeintlichen Reichtum der Damen in den Mittelpunkt setzt (vgl. DMI, 184).

Die feine Stadtgesellschaft verbirgt ihr wahres Ich hinter scheinbar guten Manieren und Höflichkeit. Man gibt sich in aller Freundlichkeit „Komplimente“ (vgl. DMI, 74 und 84) oder stellt die anderen mit spitzen Bösartigkeiten bloß (vgl. DMI, 73).

Den Kontrast von Offenheit und Verlogenheit, Herzlichkeit und kalter Berechnung baut Wibbelt im „Schulte Witte“ weiter aus. Hier wird deutlich, daß sich hinter der zum Teil lauten Derbheit der Bäuerinnen und Bauern Menschlichkeit

verbirgt. Der tölpelhafte Besuch der Busselsken in Münster (SWI, 74ff.) wird durch ihre Herzlichkeit im Trauerfall (SWII, 203 ff.) relativiert.

Taktgefühl ist ein wesentliches Kennzeichen des bäuerlichen Charakters. Jeder kennt die Grenzen der Offenheit. Aus Takt schont Witte seine Frau und formuliert das schonungslose Telegramm Tildas um (SWII, 178).

Damit ist der wichtigste Gegensatz beider Personengruppen genannt: Die Menschen der Oberschicht geben vor, Takt, Höflichkeit, Rücksicht (SWII, 190) und Lebensart zu besitzen, doch kann diese Ansicht leicht durch ihre Profitgier entlarvt werden. Leute wie die Graute-Lakums denken zuerst an sich und dann erst an andere (vgl. SWII, 189). Die einfachen Bauern dagegen verfügen wirklich über diese Werte.

Entschärft wird die zu schematisch-starre Darstellung durch Figuren wie die des Professors Kalmus. Er nimmt in vieler Hinsicht eine Vermittlerrolle zwischen den extremen Positionen von Land und Stadt ein. Ein Beispiel gibt das Kapitel „Rogier van der Weyden“ (SWII, 17ff.). Einerseits ist er mit den Gewohnheiten des städtischen Lebens vertraut, er kommt später, als es auf dem Land üblich ist, zu Besuch (SWII, 18), andererseits begegnet er dem Pastor mit absoluter Offenheit.

6. Interessen und Wissensbestände

Die soziale Herkunft und das gesellschaftliche Umfeld prägen den Menschen, bestimmen seinen beruflichen Werdegang und seine Aktivitäten in der Freizeit. Aus dieser Überlegung geht hervor, daß städtisch bzw. ländlich geprägte Menschen voneinander abweichende Lebensauffassungen und Interessen haben.

In „*Amanda*“ setzt Wibbelt die gesellschaftlich bestimmten Interessen der Stadtbevölkerung scharf von den wirtschaftlichen der Landbevölkerung ab. Die Damen aus Münster leben in erster Linie, um sich selbst darzustellen. Besuche in der Stadt (vgl. DMI, 193), ein Leben „in adeligem Stile“ (DMI, 144) und der Besuch kultureller Festivitäten (ebenda) sind ein Zeichen ihrer hoffärtigen Ideen. Einen Hauch großstädtischen Lebens bringen der Bruder der Rätin Gneserich und „de kleine Kuock ut Berlin“ (DMI, 163) auf das Land. Sie beleuchten die Interessen der Berliner. „Konzerte“, „Feten“ und „Amusements“ (DMI, 189) sind die Orte der Freizeitvergnügung. Diejenigen, die es sich leisten konnten, gingen aus, fuhren ins Grüne, zeigten sich den anderen¹⁷.

Die Gedanken der Bauern und Bäuerinnen kreisen nicht um ein „Musenheim“ (DMI, 194) oder die „Sonntagsruhe in Maikotten“ (DMI, 187). Sie müssen sich um die eigene Wirtschaft kümmern, Einsaat (DMI, 158) und Ernte (DMI, 193) sowie die tägliche Arbeit bestimmen den Tagesablauf. Das primäre Interesse gilt der Landwirtschaft. Die Natur ist das Kapital der Bauern, nur wer geplant wirtschaftet, kann subsistent leben.

¹⁷ Vgl. Richter, S. 192 ff.

In „*Schulte Witte*“ greift Wibbelt die gleiche Thematik wieder auf, wie bei den anderen Aspekten jedoch wesentlich differenzierter.

Das Bild der Bevölkerung Münsters wird durch männliche Figuren (Lewink und Professor Kalmus) erweitert. Die Frauengestalten (Frau Klamüser, Sidonie, Frau Obersteuerkontrolleur etc.) sind auch hier recht einseitig dargestellt. Sie jagen einem Bildungsideal nach und leben in ihrer Welt der Kaffeewisiten (vgl. SWI, Kapitel 6, 7, 13). Lewink und Kalmus leben durch ihre Beschäftigungen. Der Professor hat Interesse und Beruf miteinander vereinbart und kümmert sich um die münsterländische Kulturgeschichte (vgl. SWI, 33). Durch ihn, der aufgrund seines Wesens und seiner Studien ländliche Gewohnheiten (Sprache, Pfeiferauchen) pflegt, wird wahre Bildung mit den verstiegenen Bildungssüchten der zumeist weiblichen Bevölkerung kontrastiert. Lewink, der als Handwerker die soziale Hierarchie um eine Schicht ausbaut, bringt zugleich zeitgeschichtliche Aspekte in den Roman ein. Sein Steckenpferd, die Beschäftigung mit der „sozialen Frage“ (SWI, 108, 235, 256) – „Ick häff se verfolgt siet teihn Jaohren“ (SWII, 11) – deutet das zunehmende Engagement der Arbeiter in politischen Fragen an¹⁸. Lewink begnügt sich nicht mit theoretischen Problemen, er kümmert sich im „Vinzenz-Verein“ aktiv um die bedürftigen Menschen der Stadt. Da liegt die Verbindung zum bäuerlich geprägten Schulte Witte. Doch während Lewink kritischer, und, wie er selbst meint, mit Verstand (vgl. SWII, 12) an die Aufgabe herangeht, sucht der emotional beteiligte Witte darin seinen „Lebenszweck“ (SWII, 7). Der Schulte verbringt seine Zeit damit, sich einen Lebensraum aufzubauen, der dem ländlichen ähnlich ist. Er kauft sich Vögel (SWI, 57) und ein Adreßbuch (SWI, 151). So glaubt er, einen Teil der städtischen Isolation zu beseitigen. Der „Vinzenz-Verein“ übernimmt in der Stadt die Aufgaben, die auf dem Land der Familie und der Nachbarschaft (s. das Kapitel „Tradition und Bräuche“) zufallen: die Pflege alter und kranker Menschen (vgl. SWI, 143 f.), die sich selbst nicht mehr versorgen können.

Wilm-Ohm, der Bauer vom Sand, hat andere Interessen. Er versucht als Erfinder (SWI, 40) mit laienhaftem Wissen wissenschaftliche Probleme zu lösen. Er äußert sich zur „Kugelgestalt der Erde“ (SWII, 100), zur Nutzung natürlicher Farbe (vgl. SWII, 101), zur Nutzung von Wasserkraft (vgl. SWII, 102), er baut den „Maulwurfshügelhobel“ (SWII, 149) und träumt vom Eisenbahn-Sicherheits-Hebel (vgl. SWII, 152 f.). Damit durchbricht er, der kein typischer Bauer ist (vgl. SWII, 155), die Schranken, die den Bauern in der „*Amanda*“ noch zugewiesen werden.

Generalisierend kann man zu dem Schluß kommen, daß die Bauern und Bäuerinnen pragmatischen Interessen nachgehen, während die Bewohner der Stadt theoretische und schöngeistige Neigungen mit gesellschaftlichem Bezug haben.

¹⁸ Vgl. Henning, S. 265 ff.

7. Selbstverständnis

Insbesondere für die Menschen in der Stadt ist es wichtig, sich einer bestimmten Gruppe zugehörig zu fühlen. Diese Nähe auf der einen Seite wird durch die Distanz zu anderen Gruppen gestärkt. Man setzt sich von Menschen ab, die nicht „standesgemäß“ sind. So werden Witte und die Meerske, die in den Augen der Kabbeleern-Schulten simple Bauern sind, von Tilda nicht zur Weihnachtsfeier eingeladen (vgl. SWI, 183 f.).

Zum Image gehört neben der eigenen Person die richtige standesgemäße Wohnung (vgl. SWI, 76), ein Dienstmädchen (SWI, Kapitel 4) und der passende gesellschaftliche Umgang (vgl. SWI, 190 und II, 208). Die Bekannten und Freunde heben den eigenen Status, besonders wenn sie einen wohlklingenden adeligen Namen besitzen. Die Heiratsannonce der Amanda bringt diese Titelsucht zum Ausdruck. Ideelle Werte und Gefühle sind nicht gefragt, relevant sind ein adeliger Name, die „gesellschaftliche Stellung und tadellose Figur“ des „Leutnant von Schnurrwitz“ (DMI, 109). Bereit, sich selbst zu erheben, unterwerfen sich die Menschen Idolen wie Geld, Adel, Professor oder Offizier¹⁹.

Ähnlich verläuft auch Frau Klamüser's Suche nach einem Gatten für ihre Tochter. „Unner en Universitätsprofessor daih't de aolle Appelfrau gar nich mähr“ (SWI, 151).

Für Bürgerinnen und Bürger, die noch nicht in der Stadt etabliert sind – in „Schulte Witte“ trifft dies auch auf Frau Klamüser und die Meerske zu –, bietet der Titel eines Bekannten oder Verwandten eine Sicherheit, er bestätigt den angestrebten Status. Während die eine die Sicherheit durch eine Ehe (s.o.) erreichen will, glaubt die andere, sie durch einen wohlhabenden Vetter zu erlangen. Ihr Standesdünkel läßt die Meerske ärmere Menschen wie den Schornsteinfeger, den Tagelöhner und den Fabrik-Arbeiter ablehnen. „Nun kommen wir schon unter den Pöbel“ (SWII, 29). Dagegen würde sie dem Walzenmühlen-Besitzer oder dem Ingenieur bedenkenlos zustimmen. Witte, als argloser Bauer, beweist Liberalität:

„(. . .) mine Verwandten de könnt unner sitten un könnt buoben sitten, do segg kin Mensk wat von nao“ (SWII, 28).

Da der Klei-Bauer Witte, der es durch geschickte und umsichtige Planung seiner Landwirtschaft zu einem größeren Vermögen gebracht hat (vgl. SWI, 11), im Mittelpunkt des Romans steht, entsteht vordergründig der Eindruck, daß es in ländlichen Kreisen keine soziale Hierarchie gebe, daß ein „typischer Bauer“ existiere. Dieses Bild, wie es auch in „Amanda“ erscheint, erfährt im achten Kapitel „Wilm-Ohm un Anne-Möhne“ eine Differenzierung:

„Owwer auk de dicken Klai-Buern kiekt gähn so'n lück minnachtig up'n Sand harunner, äs wenn dat dor lutter Smachtlapperie wör“ (SWII, 96).

¹⁹ Vgl. Richter, S. 171.

Die Tatsache, daß auch „Klai-Buern“ Standesdünkel haben, wird auch durch die städtisch orientierte Kleidung der Bäuerinnen (Schleier und Glacéhandschuhe, vgl. oben) verdeutlicht. Die so beschriebene ländliche Oberschicht zeigt ein Verhalten, wie es Elke Berner²⁰ für das Artland darstellt: Orientierung an der städtisch-bürgerlichen Kultur und aufwendiger persönlicher Konsum dienen zur Demonstration des Standesbewußtseins.

Wibbelt beschönigt diese Hierarchisierung innerhalb der Bauern, er kontrastiert eine heile ländliche Welt, in der die Menschen einander weitestgehend gleichgestellt sind, mit der durch Standesdünkel aufgesplitterten städtischen Welt.

8. Gegenseitige Vorurteile

Vorurteile stellen eine Möglichkeit dar, die Distanz zwischen zwei Gruppen, die bis dahin keinen intensiven Kontakt hatten, hervorzuheben und zu vergrößern. Baut eine Gruppe gegen eine andere Vorurteile auf, kann sie die eigene Position stärken, indem sie die andere abwertet.

Am Beispiel „Amanda“ wird diese Funktion des Vorurteils deutlich. Amanda und ihre Mutter, die Rätin Gneserich, leben in Münster unter Menschen, die sich einbilden, zu einer gesellschaftlichen Elite zu gehören. Kunstverständnis und geistige Bildung (vgl. DMI, 87 – die Dichterin Lyra –) sind die scheinbar charakteristischen musischen Begabungen dieser Leute. Amanda hat viele Neigungen, kann aber weder singen (DMI, 34), noch malen (DMI, 16), noch musizieren (DMI, 15). Lyra wechselt von der Wissenschaft, die ihr zu gefühllos ist (DMI, 88), zur Schriftstellerei, wo sie sich schließlich nach dem Verfassen von Novellen auf Gedichte beschränkt (ebenda).

Durch Vorurteile gegen die einfachen Bauern und Bäuerinnen versuchen Amanda und die Rätin Gneserich, den eigenen Status zu stabilisieren.

„Das sind ja Bauern, die haben gar kein Urteil über unser Leben und Treiben“ (DMI, 22).

„Es sind sicher recht ordinäre Leute“ (ebenda).

„Die feine Lebensart werden wir freilich im Umgang mit ihnen vermissen – schwer vermissen“ (ebenda).

Das Bewußtsein der beiden Damen, allein die richtige Lebensart zu haben, drückt sich in ihrer Überheblichkeit gegenüber Brieliäppels aus. Sie glauben, bei der Familie einen amüsanten Nachmittag wie im Zoo verbringen zu können:

„Das wird amüsant werden, weißt du, die Leute spielen die Vornehmen. Das ist zu komisch, diese Anstrengungen zu beobachten“ (DMI, 48).

Die Vorurteile der Landbevölkerung gegen die Damen aus Münster sind anderer Art. Hier geht es nicht darum, sich von anderen überheblich abzusetzen, die

²⁰ Vgl. Berner, S. 290.

Menschen (Drücke-Möhne) glauben vielmehr, dem Standard der Damen nicht gerecht werden zu können. „Un dann sind de Völker so lecksk, Här Pastor! Ick kann nich alle Dage Braoden un Pudding maken“ (DMI, 20).

Härter wird der Ton, als es zu einer Integration Amandas in die ländliche Gesellschaft kommen soll.

„O Här, wu sall dat gaohen? Dat kleine schraohe Dink ut de Stadt, de aolle Pippmeese sall Schuldenfrau wären? Na, se brieliäppelt sick auk nett drin to“ (DMI, 151).

Dieses Vorurteil zeigt, daß ein Miteinander-Leben zweier grundsätzlich verschiedener Menschengruppen kaum möglich ist, solange jede Seite eine negativ vorgefaßte Meinung von der anderen hat. Vorurteile gegen Bauern verhindern in „Schulte Witte“, daß Witte im städtischen Bildungsverein „Harmonie“ ein gleichberechtigtes Mitglied wird. Seine Großzügigkeit („en Bullenkopp“, SWI, 244) läßt die Herren zunächst ihre Vorurteile vergessen, sie sind jedoch unterschwellig immer vorhanden, und ihr Gift (vgl. SWI, 252) entlädt sich schon nach kurzer Zeit: „Wir sind hier nicht im Bauernviehstall“ (SWI, 255). Andere bezweifeln seine korrekte Kassenabrechnung (ebenda).

Jeder Integrationsversuch in eine andere mehr oder weniger fremde Gruppe scheint zum Scheitern verurteilt zu sein, solange die Menschen Vorurteile gegeneinander haben.

Eine Möglichkeit, gesellschaftliche, durch Vorurteile gefestigte, Grenzen zu durchbrechen, stellt die Macht des Geldes dar. Aktuelle Beispiele belegen meine Behauptung. Schwarze, die im Sport oder in der Musik große Leistungen erbringen und dabei viel Geld verdienen, werden überall anerkannt und gefeiert. Die Anerkennung weniger Schwarzer führt aber nur – wenn überhaupt – langsam zum Abbau der bekannten Ressentiments.

Der Faktor „Geld“ wird zum Mittelpunkt der Vetternsuche Wittes. Es wird offensichtlich, daß sowohl der Tagelöhner Bernhard Witte (SWII, 31–33) als auch der Ingenieur Dodo Witte nicht am Menschen Theodor Witte interessiert sind, sondern an seinem Geld. Interessant ist nun, daß der sozial höhergestellte Ingenieur, gegen alle Vorbehalte seiner Frau, bereit ist, Witte als Onkel zu akzeptieren. Er verwirft ihren Standesdünkel gegen den „ungebildeten Bauern“ (SWII, 38) durch die Aussicht auf ein reiches Erbe. Er stellt die gesellschaftlichen Mechanismen des sozialen Aufstiegs heraus:

„Wenn die Gesellschaft erfährt, daß er ein Erbonkel ist, dann respektiert sie ihn und uns mit“ (SWII, 38).

9. Moralvorstellungen und ästhetische Maßstäbe

Der Vergleich der Land- und Stadtbevölkerung zeigt, daß sittliche und religiöse Normen jeweils unterschiedlich ausgeprägt sind. In „Amanda“ wird die enge

Sexualmoral des ausgehenden 19. Jahrhunderts dargestellt, wenn Drücke-Möhne energisch das Rendezvous Amandas mit dem jungen Doktor beendet.

„Dat de jungen Lüde alleen in'n Düstern harümlaupet, dat is hier keine Mode. (. . .) Wi willt doch nich in Gerop kummen bi annere Lüde. (. . .) hier up Klüngelkamps Hoff do liede ick keine Flucksterie“ (DMI, 47).

Eine ähnlich intolerante Auffassung vertritt auch der Gelbgießer Lewink seiner lebenslustigen Nichte Trallaria gegenüber. Er verbannt sie ins „Saoterland“, um ihrem lockeren Herumtreiben mit Münsteraner Studenten ein Ende zu bereiten (SWI, 272f.).

Die etwas scharfe Kontrastierung von rigider, streng moralischer Landbevölkerung und scheinbar lockerer Stadtbevölkerung täuscht über die Prüderie des städtischen Bürgertums hinweg, das sehr wohl – besonders in der Mädchenerziehung – die Werte Keuschheit und Tugend verfolgte²¹.

Für die ländlich geprägten Menschen, die einen sozialen Aufstieg anstreben, wie beispielsweise die Witten-Meerske, ist es charakteristisch, daß sie sich in ihren engen Moralvorstellungen nicht öffnen. Die Meerske kann die Freizügigkeit der damaligen Bademode nicht gutheißen, sie fühlt sich peinlich berührt vom lustigen Freizeitvergnügen der jungen Leute (vgl. SWII, 140f.).

Die Fastnacht in Münster scheidet die Geister. Auf der einen Seite stehen die jungen Leute, die den Fastnachtstrubel genießen, auf der anderen Seite die frömmelnden Damen, die es vorziehen, dem ordinären Treiben (vgl. SWI, 266) zu entgehen und sich den Fastnachtspredigten in Lamberti zu widmen (vgl. SWI, 271). Die Damen besuchen die Gottesdienste weniger aus echter Frömmigkeit oder Religiosität, sie suchen dort vielmehr nach dem „Kunstgenuß“ (SWI, 16). Sie legen wert auf „’ne Salbung“ (SWI, 270), „rhetorische Leistungen“ (ebenda) sowie „feine Diktion und gewählte Gesten“ (SWI, 271). Die Pfarrer haben es schwer, den ästhetischen Maßstäben der Damen zu genügen, Schauspieler hätten bessere Erfolgschancen.

Kirche und Religion werden von den Menschen sehr unterschiedlich betrachtet. Die Landbevölkerung sieht in der „Kiärk“ (DMI, 38) den Ort, an dem man betet. Man legt den „Staot“ (DMI, 35) an und geht zur Frühmesse. Die Stadtbevölkerung dagegen möchte ihr „Kunstgefühl“ (DMI, 38) befriedigen.

Schorr in „Amanda“ bahnt sich ein Vergleich an, wie Schulte Witte ihn im Gespräch mit der frommen Anne-Möhne durchführt (SWII, 104). Die wahre Christlichkeit der Menschen findet ihren Ausdruck in der Durchschnittlichkeit. Die Landbevölkerung geht regelmäßig sonntags zur Kirche, kommuniziert aber nicht immer. Die Beziehung zur Religion ist in der Stadt gespalten, hier existieren die Extreme: Indifferenz der Religion gegenüber und die verstiegene Frömmigkeit. Letztere zeichnet sich durch den täglichen Besuch von Predigten sowie den sehr häufigen Gang zur Kommunion – 3 mal pro Woche – aus.

²¹ Vgl. Richter, S. 174f.

Die Figur der Anne-Möhne relativiert das zu positive Bild der frommen Bauern und Bäuerinnen. Sie zeigt, daß es auch innerhalb der durchschnittlichen Christen solche gibt, die sich eigene religiöse Gesetze machen (SWII, 127) und die glauben, durch den Kauf von Heiligenbildern zu besseren Menschen zu werden (SWI, 201 und II, 162). Ebenso wie die Frömmigkeit der Stadtbevölkerung wird auch Anne-Möhnes übertriebene Gottseligkeit als Schein entlarvt: Sie, die Temperenz predigt, hütet den Aufgesetzten als „Reliquie“ im Wohnzimmerschrank (SWII, 134). Anders als bei den Städterinnen verbergen sich bei ihr jedoch Herzlichkeit und Menschlichkeit hinter der Fassade. Der entscheidende Gegensatz zwischen der Bevölkerung von Stadt und Land besteht darin, daß die letztere ihre Moral lebt und fest zu ihrer Auffassung steht, wogegen die erstere sich einem zeitgemäßen Bildungs- und Frömmigkeitsideal unterwirft, ohne persönlich davon überzeugt zu sein (SWI, 41 und II, 80).

10. Tradition und Bräuche

In dem Roman *„Schulte Witte“* und der Erzählung *„Amanda“* entwirft Wibbelt das Bild einer in alten Traditionen verhafteten ländlichen Bevölkerung. Die Traditionen bestimmen den geregelten Ablauf des Lebens auf dem Land, sie geben jedem Menschen seine Funktion in der dörflichen Gemeinschaft. Bereiche, die durch Traditionen kontrolliert werden, sind Heirats-, Sterbe- und Totenbräuche und die Nachbarschaft.

Die Stadt kennt diese Traditionen nicht; sobald es zum direkten Kontakt von Stadt- und Landbevölkerung kommt, werden die ländlichen Traditionen aufgegeben, es kommt notwendigerweise zum Zusammenbruch der ehemals geordneten Gesellschaftsstrukturen.

Am Beispiel der *„Amanda“* werden die im ausgehenden 19. Jahrhundert üblichen Heiratsbräuche dargestellt. Die patrilinear organisierte Gesellschaft ist hierarchisch geordnet, die einzelnen Schichten grenzen sich bewußt von anderen ab und zeigen gegenüber Menschen, die einer niederen Schicht angehören, Standesdünkel. Eine so strukturierte Gesellschaft zeichnet sich durch Endogamie in dem Sinne aus, daß nur Angehörige der gleichen gesellschaftlichen Klasse einander heiraten.

*„Beim Tanzen forderten die Burschen alle Dorfмädchen auf. Jedoch bestand eine klare Schranke zwischen den Sozialgruppen: Beim Heiraten blieben die Standesgrenzen gewahrt. Dabei trennt eine tiefe Kluft Groß- und Mittelbauern von Kleinbauern, Handwerkern und Tagelöhnern.“*²²

Die hier von Herrig für den ländlichen Bereich beschriebene Ordnung gilt auch für die standesgemäße Abgrenzung von Stadt und Land. Verlobungen und Ehen, die nicht zwischen ebenbürtigen Partnern geschlossen werden, werden von den anderen Menschen nicht toleriert (vgl. DMI, 83–85).

²² Herrig, S. 21.

Die in „Amanda“ geplante Ehe Amandas mit dem Bauern Albert Schulte Brieliäppel ist aus der Sicht der Städterinnen nicht standesgemäß.

„Nein! Bauernfrau werden – das würde ich nicht überleben“ (DMI, 144).

Einen Ausweg stellt die Stilisierung Alberts vom Bauern zum Rittergutsbesitzer dar: „aber in der Verlobungsanzeige muß es heißen: Rittergutsbesitzer – sonst tu ich's nicht“ (DMI, 145).

Durch einen Titel gewinnt Albert an sozialem Prestige, seine nun standesgemäße Ehe wird akzeptiert.

Sterbebräuche und Nachbarschaft werden von Wibbelt eng miteinander verflochten. Die Nachbarschaft verpflichtet die Menschen einer dörflichen Gemeinschaft zu gegenseitigen Hilfeleistungen. Besonders in Trauer- oder Feiersituationen helfen die Nachbarinnen und Nachbarn. Zur Nachbarschaft gehört ein gutes Verhältnis, das wenn nicht durch Freundschaft, so doch durch gegenseitige Achtung gekennzeichnet ist.

„Ne Naohberske mott man siliäwedage nich afwiesen“ (SWI, 71).

Das Beherbergen von Menschen anlässlich einer Hochzeit (DMI, 168) oder Beerdigung (SWII, 203) gehört zur nachbarschaftlichen Pflicht. Die Nachbarschaft als Basis ländlichen Lebens ist mit den Sterbebräuchen verbunden. Ein Nachbar, der zum Leichenbitter bestimmt wird, lädt die Trauergemeinde ein (vgl. SWII, 197), eine Abordnung der Nachbarn hält die Totenwache und betet den Rosenkranz (vgl. SWII, 202).

Wibbelt kontrastiert Sterbebräuche des Landes mit dem Bestattungszeremoniell der Städter und verdeutlicht den Gegensatz von ländlicher Tradition und städtischer Modernität. Während auf dem Land die stille Trauer herrscht, strebt die Stadt Äußerlichkeiten an, die „feierlich“, „ßarmant, so ßön, so – so nobel“, „würdig und stimmungsvoll“ (SWI, 198) sind. Hier geht es weniger um das Seelenheil des Toten als um eigene materielle Interessen und das Image. Die Graute-Lakums brechen mit den ländlichen Traditionen, sie beweisen gerade durch ihre geheuchelte Trauer (vgl. SWII, 187), die nur zur Selbstdarstellung dient, wie weit sie von der Herzlichkeit der Landbevölkerung entfernt sind, und wie stark sie sich dem – von Wibbelt gezeichneten – Typus des kalten, materialistischen, von Schein umgebenen, traditionslosen Stadtmenschen angepaßt haben.

Die Subkulturen

Wibbelt zeichnet in dem Roman „Schulte Witte“ und der Erzählung „Amanda“ ein gegensätzliches Bild von der ländlichen und städtischen Oberschicht auf der einen und der übrigen ländlichen Bevölkerung auf der anderen Seite. Die Unterschiede sind in „Schulte Witte“ wesentlich feiner als in „Amanda“ dargestellt. Dort differenziert Wibbelt generalisierend zwischen Land- und Stadtbe-

völkerung. Die scheinbare Uniformität der städtischen Bevölkerung wird im später erschienenen „Schulte Witte“ aufgehoben. Wibbelt zeigt anhand der Pfahlbürger, daß die Unterschicht und die untere Mittelschicht in der Stadt von Menschen gebildet werden, die eine ähnliche Mentalität wie die Bauern auf dem Land haben.

Die Oberschicht hebt sich von allen anderen Menschen durch gegensätzliche Sprach- und Kleidungsgewohnheiten, ein anderes Eßverhalten, andere Interessen, Manieren, Moralvorstellungen und Traditionen ab.

Der Ethnologe Sir Edward Burnett Tylor definierte „Kultur“ 1871 als ein komplexes Ganzes, das Kenntnisse, Glaubensvorstellungen, Kunst, Sitte, Rechte und alle anderen Gewohnheiten und Fähigkeiten umfaßt, die der Mensch als Mitglied seiner Gesellschaft erwirbt.

Die Merkmale, die nach Tylor typisch für eine bestimmte Kultur sind, decken sich zum Teil mit den oben herausgearbeiteten Gegensätzen. Die von Wibbelt dargestellten Personen gehören zwar demselben Kulturkreis an, werden von einer gemeinsamen Kultur geprägt, sie unterscheiden sich aber in einigen Aspekten, für die Tylor die Oberbegriffe Glaubensvorstellungen, Sitte und Gewohnheiten gewählt hat. In diesem Sinn handelt es sich bei den beiden Gruppen um zwei Subkulturen.

Damit habe ich den ersten Teil meiner anfangs aufgestellten These erhärtet. Im nächsten Schritt möchte ich nun aufzeigen, wie die Gegensätze auf den Handlungsablauf der Erzählungen einwirken.

Gegensätze als Impulse des Handlungsablaufs

Die Erzählungen „Amanda“ und „Schulte Witte“ leben aus der Konfrontation der städtischen und dörflichen Subkultur. Die Schwerpunkte, die Wibbelt in diesen Erzählungen setzt, sind verschieden. In „Amanda“ geht die Initiative von städtischen Personen aus (Rätin Gneserich), die ländlichen Personen sind eher passiv, sie reagieren auf das Eindringen der städtischen Kultur. Einige Personen (Drüke-Möhne, Katrin Schwaogel, Drüke Tüffelkes) kommentieren kritisch das Verhalten der Städter/innen. „Schulte Witte“ ist aus der Perspektive der Bäuerinnen und Bauern verfaßt. Hier zeigen auch bäuerliche Personen Initiative (Schulte Witte, Wilm-Ohm, Christin Witte). Sie werden selbst aktiv, wenn sie sich auch gelegentlich der Oberschicht beugen (Tildas Weihnachtsausladung, Werners Beerdigung).

1. Impulse in „Amanda“

Den entscheidenden Impuls gibt in „Amanda“ das Selbstverständnis der Rätin Gneserich. Die Tochter durchbricht eine gesellschaftliche Norm, indem sie – trotz fortgeschrittenen Alters – unverheiratet ist. Das Standesbewußtsein der

Mutter fordert einen angemessenen Bräutigam. Zu einem ersten Kontakt mit der dörflichen Bevölkerung kommt es, weil ein potentieller Ehemann – der junge Doktor – eine Praxis auf dem Land eröffnet hat.

Vorurteile bestimmen die Haltung beider Subkulturen zueinander (vgl. oben Kapitel 8). Während die Damen vor allem durch die Sprache, die feine Kleidung, ihr Erscheinungsbild und ihre Vorlieben für das „Kunstgefühl“ (DMI, 38) charakterisiert werden, fallen die Dörfler durch das Plattdeutsche, ihre Offenheit (DMI, 26), ihre engen Moralvorstellungen (DMI, 47) und die nicht gesellschaftsfähigen Umgangsformen auf.

Die durch das Standesbewußtsein bedingte Sorge der Mutter treibt das Geschehen nach dem Mißerfolg mit dem Doktor – er heiratet eine Bauerntochter – weiter. Im zweiten Teil der Erzählung ist die Konfrontation mit der Landbevölkerung vorübergehend aufgehoben. Dies führt zu keinem Verhaltenswandel der Damen, stereotyp suchen sie, titelsüchtig, krampfhaft nach einem Ehemann. Eine erneute Niederlage der für die Realität blinden Frauen läßt sie auf einen früher abgewiesenen Kandidaten zurückgreifen: Albert Schulte Brieliäppel. Die Motivation der Mutter ist es, die Tochter endlich zu verheiraten. Die geplante Ehe eröffnet einen Konflikt der standesbewußten Frau. Eine Verbindung zwischen einem einfachen Bauern und einer Dame aus der Stadt verstößt gegen das damals gültige Endogamie-Gebot. Mit einem Trick wird dieser Fehler verdeckt: Der Schulte wird zum Rittergutsbesitzer stilisiert (vgl. DMI, 145).

Im weiteren gibt das Standesbewußtsein der Rätin die Impulse für den Fortgang der Handlung. Das Hochzeitsessen wird – gegen ländliche Traditionen – nach den Vorstellungen der Rätin ausgerichtet. Letztlich wird auch der Ruin der Familie Schulte Brieliäppel durch den Lebenswandel der münsterschen Damen begründet. Sie ignorieren in ihrem Unverstand, wie sehr die Bauern von dem wirtschaftlich arbeitenden Hof abhängig sind. Statt sich auf das ländliche Leben einzustellen, projizieren sie ihre städtischen Vorstellungen eines standesgemäßen Lebens auf den Hof.

2. Impulse in „*Schulte Witte*“

Die Handlungsstruktur des „*Schulte Witte*“ ist komplizierter aufgebaut. Über die gesamte Dauer des Romans besteht die Spannung zwischen den beiden dargestellten Subkulturen.

Auslöser des Geschehens ist hier die Ehe eines Schultensohnes mit der Tochter eines am Landadel orientierten, standesbewußten Vaters. Das alte Schultenehepaar reagiert auf die ständigen Konflikte mit der Schwiegertochter mit dem Umzug nach Münster. Damit ist sowohl auf dem Land als auch in der Stadt eine Durchmischung der Kulturen geschaffen.

Die Motivation der Schwiegertochter und ihrer Eltern ist dieselbe wie die der münsterschen Damen in „*Amanda*“: Geldgierig und materialistisch versuchen

sie, ihre Vorstellungen eines standesgemäßen Lebens zu verwirklichen. Neu ist die Reaktion der gegensätzlich orientierten Menschen. Der alte Schulte versucht, auch in der Stadt ein konfliktfreies Leben zu führen. Seine Bemühungen werden durch einige Bekannte unterstützt, die ähnliche Gewohnheiten (Pfeife rauchen, „Klaren“ trinken, plattdeutsch sprechen) haben: den Giällgaiter Lewink und Professor Kalmus. Durch diese Personen wird auch die Bevölkerung der Stadt genauer differenziert. Die stereotype Darstellung der unnatürlichen Stadtbewohner wird so relativiert. Menschlichkeit tritt an die Stelle des Standesbewußtseins, wenn es darum geht, die Motivation einer Figur zu handeln, zu begründen. Soziale Aspekte (Tagelöhner, Armut, die soziale Frage) erweitern das Bild der Stadt.

Die Meerske ist im Gegensatz zu ihrem Mann viel stärker vom Zeitgeist und dem Lebensstil der Schwiegertochter beeinflusst. Für sie gilt bis zu Werners Tod, in abnehmender Tendenz, die gleiche Motivation wie für die Oberschicht: Das Standesbewußtsein, ihre neuen Interessen „Bildung“ und später die „Guottsäligkeit“ bestimmen ihr Handeln. Ihre schlechte Imitation eines höheren Lebenswandels wird immer häufiger entlarvt. Die Ursachen der Aufdeckung der wahren Persönlichkeit sind immer heftiger auftretende Gegensätze: Der Besuch der Busselsken konfrontiert die feinen Damen mit ländlicher Offenheit und derber Tratscherei; Jans Surbrink berichtet von Problemen auf dem Hof. Ein Gespräch mit Professor Haspelmann entlarvt ihre Unbildung, schließlich nutzen die Studenten ihre „Bildungs-“ und „Titelsucht“ aus, um sie als zahlungskräftige Geldgeberin für eine neue Verbindung zu gewinnen. Die Tatsache, daß eine Rückkehr der Schulten mit der Übergabe des Hofes unmöglich geworden ist, veranlaßt sie, sich versuchsweise mit dem Leben in der Stadt zu arrangieren. Es kommt dort ständig zu Konflikten zwischen den Subkulturen, weil beide unterschiedliche Gewohnheiten haben. Die Stadtbevölkerung erwartet von dem in ihren Lebensraum eindringenden Schultenehepaar die Anpassung. Diese würde eine Selbstaufgabe der beiden voraussetzen, was auf die Dauer unmöglich ist. Die Entwicklung der Meerske ist ein Beleg dafür. Auch die Liberalität Wittes kann die Diskrepanzen der Subkulturen nicht überwinden. Seine Kontakte mit der „Harmonie“ und den Studenten zeigen, daß die fehlende Kenntnis städtischer Gepflogenheiten zu dauernden Problemen führt. Der Besuch bei Wilm-Ohm und Anne-Möhne deutet an, daß nur eine Trennung der Subkulturen ein zufriedenes Leben beider Seiten ermöglicht.

Im Gegensatz zur Bevölkerung der Oberschicht, deren Aktivitäten sowohl in „Amanda“ als auch in „Schulte Witte“ (Ausnahme: Professor Kalmus) vom Standesbewußtsein der Personen geleitet werden, bestimmen Natürlichkeit und ein Harmoniebedürfnis das Handeln der ländlichen Bevölkerung. Das bäuerliche Wesen Wittes und seiner Frau führt in der Stadt und auch im Haus der Schwiegertochter zu Konfrontationen mit den Ansichten und Lebensweisen der Oberschicht. Daraus resultiert eine Unsicherheit der Schulten, die weder auf dem Land noch in Münster vollkommen anerkannt sind. In der Hoffnung, auf dem Hof die alte Zufriedenheit wiederzuerlangen, besuchen sie Werner und erleben dort neue Probleme, die sie zum Abbruch des Besuches zwingen. Die Probleme –

gegensätzliche Auffassungen über die Gestalt des Hofes und Tildas Standesbewußtsein – veranlassen die Schulten dazu, sich noch intensiver auf das Leben in Münster einzulassen. Dort finden sich immer neue Konflikte, die die Hoffnung der Schulten schwinden lassen. Die Probleme steigern sich bis zum Tod Werners und der Meerske. An diesem Punkt hilft nur die Initiative der Weißnäherin Christin Witte, die zur Rückführung der ländlich orientierten Menschen auf das Land und damit zur Trennung der Subkulturen führt.

Meine anfangs aufgestellte These, daß die Subkulturen in den Erzählungen Wibbels die Eigendynamik der Handlung bestimmen, hat sich in „Amanda“ und „Schulte Witte“ bestätigt. Aufgrund der Verschiedenheit beider Menschengruppen kann es zu keinem konfliktfreien Leben kommen. Die Handlung spitzt sich soweit zu, daß die städtischen Einflüsse die ländliche Kultur zerstören („Amanda“). Eine Lösung des Problems ist nur durch eine erneute Trennung der Subkulturen gegeben („Schulte Witte“).

Primärliteratur:

DMI = Augustin Wibbelt: Drücke-Möhne I. Lustige Geschichten in münsterländischer Mundart. Rheda-Wiedenbrück ¹⁰1985 (= Gesammelte Werke in Einzelausgaben Bd. 1. In Zusammenarbeit mit der Augustin Wibbelt-Gesellschaft e.V., Münster, bearb. von Hans Taubken).

SWI = Augustin Wibbelt: Schulte Witte. Erzählung in münsterländer Mundart. Erster Teil. In de Stadt. Rheda-Wiedenbrück ⁶1985 (= Gesammelte Werke in Einzelausgaben Bd. 8).

SWII = Augustin Wibbelt: Schulte Witte. Erzählung in münsterländer Mundart. Zweiter Teil. Trügg up't Land. Rheda-Wiedenbrück ⁷1987 (= Gesammelte Werke in Einzelausgaben Bd. 9.)

Sekundärliteratur:

Berner, Elke: Ein Landwirtschaftskalender vom Ende des 19. Jahrhunderts. In: Alte Tagebücher und Anschreibebücher, hrsg. v. Helmut Ottenjann und Günter Wiegmann. Münster 1982.

Brepohl, Wilhelm: Verwandlung westfälischer Lebensformen im Ruhrgebiet. In: Der Raum Westfalen Bd. IV, 2, hrsg. v. Matthias Zender. Münster 1965.

Boehn, Max von: Die Mode. Bd. II. München 1976.

Henning, F.-W.: Die Industrialisierung in Deutschland von 1800 bis 1914. Paderborn 1978.

Herrig, Gertrud: Ländliche Nahrung im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts. Meisenheim a. Glan 1974.

Kremer, Ludger: „... mit deinem entsetzlichen Platt!“ Sprachsoziologische Beobachtungen bei Augustin Wibbelt. In: Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 4 (1988), S. 44–54.

Richter, Gert: Die gute alte Zeit im Bild. Gütersloh 1974.

Tylor, Edward Burnett: The origins of culture. 1871. Nachdruck Gloucester (Mass.) 1970.